



Die leidende Gottesmagd - Jesaja 52,13 - 53,12

Benedict Schubert

Die folgende Predigt wurde im Karfreitags-gottesdienst einer Gemeinde in Basel gehalten.

Wie besonders wertvolle Schmuckstücke sind in den Text des sogenannten „Zweiten Jesaja“ - die Kapitel 40-55 des Jesajabuchs - vier Lieder eingefügt. Sie werden „Gottesknechtslieder“ genannt, weil alle vier von der besonderen Sendung und dem besonderen Schicksal eines Menschen singen, der dem Ewigen diene. Es muss uns heute nicht kümmern, dass die Forschung sich weder darüber einig sind, ob die vier Lieder tatsächlich zusammengehören, noch darüber, wer im ursprünglichen Text gemeint sei. Schon die ganz frühe Kirche hat insbesondere das vierte dieser Lieder als ein prophetisches Lied gehört, das auf Jesus hinweist. Schon die ersten Christen haben das Lied so verstanden: dass es in der Zeit des babylonischen Exils vom Geschick dessen singt, der vier Jahrhunderte später als Knecht, als Sohn des Ewigen kommt, leidet und lebt. Mehr noch: die Evangelien lassen uns ahnen, dass Jesus selbst sich an diesem Lied orientiert hat, seinen Weg darin vorgezeichnet sah.

Bei der Vorbereitung habe ich den Calwer Bibelkommentar von Kurt Dittert und Werner Grimm benutzt; ich verwende auch ihre Übersetzung. Diese beiden Spezialisten meinen, der Text sei als eine Liturgie zu verstehen, die bei einer Trauerfeier rezitiert oder gesungen wurde. So wollen wir ihn auch jetzt lesen. In der ersten und der letzten Strophe des Liedes verkündet der Prophet Gottessprüche: der erste Spruch lässt die Wirklichkeit aufleuchten, wie sie sich in der Gegenwart Gottes offenbart. Im zweiten spricht der Ewige sein Urteil über den Gottesknecht. Wohlgemerkt: wenn ich diese Teile lese, erhebe ich nicht den Anspruch auf eine prophetische Rolle als Pfarrer - aber es scheint doch die sinnvolle Rollenverteilung (P = Pfarrer/in), denn dazwischen kommt die Gemeinde zu Wort mit ihrem Totengedenken, ihrer Erinnerung und Wahrnehmung dessen, was sich vor ihren Augen abspielte (E = Einzelstimmen; A = alle).

Jesaja 51,13-53,12

P 51,13 Siehe, meinem Knecht gelingt es, er erhebt sich, wird erhöht, ist sehr hoch oben.¹⁴ Wie sich viele über ihn entsetzten, so salbte ich nun sein Angesicht mehr als das irgendeines Mannes und seine Gestalt mehr als die der Menschensöhne;¹⁵ So werden seinetwegen viele Völker staunen, Könige ihren Mund schließen. Denn, was ihnen noch nie erzählt worden ist, das bekommen sie zu sehen; was sie niemals gehört haben, gewahren sie.

E 52,1 Wer hatte denn geglaubt der Kunde, die uns ward? Und der Arm des Ewigen - wem war er offenbart?

A Wer hatte denn geglaubt der Kunde, die uns ward? Und der Arm des Ewigen - wem war er offenbart?

E 2 Er wuchs ja vor ihm auf unscheinbar wie ein Säugling, wie ein Wurzelspross aus dürrer Erdboden: keine gute Figur und keine Schönheit, die wir gesehen hätten; kein Anblick, den wir begehrt hätten. 3 Verachtet und verlassen von Menschen, ein Mann der Schmerzen, vertraut mit Krankheit, wie einer, vordem man sein Gesicht verbirgt, verachtet - nichts hielten wir von ihm,

A nichts hielten wir von ihm.

E 4 Doch wahrhaftig: Unsere Krankheit hat er getragen, und unsere Schmerzen, er schleppte sie fort. Wir aber hielten ihn für gezeichnet, von Gott geschlagen und gebeugt. 5 Er aber war durchbohrt von unseren Verbrechen, zerschlagen von unserer Schuldenlast. Die Strafe lag auf ihm - uns zum Frieden; durch seine Wunden wurde uns Heilung.

E 6 Wir alle irrten umher wie Schafe; wir sahen jeder auf seinen Weg. Aber der Ewige Hess ihn treffen die Schuld von uns allen.⁷ Drangsaliert wurde er, und er, er beugte sich und tut seinen Mund nicht auf, wie ein Lämmlein, das zur Schlachtbank geführt wird, und wie ein Mutterschaf vor seinen Scherern verstummt, so tut er seinen Mund nicht auf. B Vor lauter Haft und Prozessverfahren wurde er hinweggerafft;

A doch bei den Seinen - wer sinnt darüber nach?

E Ja, abgeschnitten ist er vom Land des Lebens, vom Bundesbruch seines Volkes tödlich getroffen. 9 Und man gab ihm bei den Frevlern sein Grab, bei den Ausbeutern seine Gruft, obwohl er doch keine Gewalt übte und kein Trug in seinem Munde war.

E 10 Aber des Ewigen Wille war es, ihn zu zerschlagen, und er durchbohrte ihn. Wenn nun sein Leben ein Opfer abgibt, wird er Nachkommen sehen und lange leben. Des Ewigen Heilswillen - durch seine Hand gelingt er. „Nach der Mühsal seines Lebens darf er sich satt sehen am Licht, und durch seine Erkenntnis schafft er Heil.

P Gerecht ist mein Knecht, den Vielen zugut! Ihre Schuldenlast - er schleppt sie fort. ¹² Darum will ich ihm Anteil geben unter den Grossen, und mit Starken wird er die Beute teilen, dafür, dass er in den Tod sein Leben ausgeschüttet hat und sich zu den Verbrechern zählen Hess, wo er doch die Sünden der Vielen trug und sich für ihre Verbrechen treffen lässt.

Mama Feli war eine junge Frau aus dem Kongo; sie stammte aus dem Dorf Matamba-Solo in jener Gegend, in der wir als mission 21 taug sind. Zusammen mit ihrem Mann und ihren beiden Kindern lebte sie allerdings in der Hauptstadt Kinshasa. Bis er an einem Autounfall starb. Sie heiratete ein zweites Mal, bekam ein drittes Kind, das aber schon mit eineinhalb Jahren starb. Mama Feli wusste nicht, woran; sie wollte es



auch nicht wissen noch wahrhaben. Sie selbst erkrankte, magerte immer mehr ab, wurde schwächer. Sie konnte nicht mehr allein in Kinshasa überleben und reiste in ihr Dorf zurück. Als meine Kollegin sie im letzten August besuchte, war Mama Feh schon vom Tod gezeichnet. Sie wusste nicht, dass auch sie ein Opfer von Aids war. Sie leide an Tuberkulose, hatte ihr der Arzt gesagt. Nicht, wenn er die Krankheit nicht erkannt hätte, aber weil er wusste: wenn herauskommt, dass sie aidskrank ist, dann wird sie aus der Gemeinschaft aufgeschlossen - aus ihrer Familie, aus ihrer Gemeinde, aus ihrem Dorf. Sie wuchs ja vor Gott auf unscheinbar wie ein Säugling, wie ein Wurzelspross aus dürrer Erdboden: keine gute Figur und keine Schönheit, die wir gesehen hätten; kein Anblick, den wir begehrt hätten. Nur weil der Arzt ihr die tatsächliche Diagnose verschwiegen hat, war sie nicht ganz und gar verachtet und verlassen von Menschen, doch die Bilder, die uns von ihr gezeigt wurden, zeigen eine Frau der Schmerzen, vertraut mit Krankheit, wie eine, vor der man sein Gesicht verbirgt.

Mama Feli ist nur eine von über 29 Millionen Frauen, Männern, Kindern, die auf dem afrikanischen Kontinent das HIV in sich tragen, das Virus, das ihnen früher oder später den Tod bringen wird. Den meisten übrigens schon viel früher - auch Mama Feli ist im Oktober gestorben; sie wurde keine 32 Jahre alt. Drangsaliert wurde sie, und sie, sie beugte sich und tut ihren Mund nicht auf, wie ein Lämmlein, das zur Schlachtbank geführt wird, und wie ein Mutterschaf vor seinen Scheren verstummt, so tut sie ihren Mund nicht auf. Und nun ist sie abgeschnitten vom Land des Lebens.

Ich komme eben erst aus Mosambik und Angola zurück. Ich habe unsere Partnerkirchen besucht, um mit verschiedenen Gruppen darüber nachzudenken, was Aids für die Kirche, für ihr Leben als Gemeinschaft bedeutet. In Mosambik sind 19 von 100 Menschen von HIV angesteckt. Im benachbarten Südafrika sind es schon über 22 von 100, die durchschnittliche Lebenserwartung wird deshalb bis zum Ende des Jahrzehnts von über 68 auf 48 Jahre sinken. Das sind Durchschnittszahlen im Blick auf die Gesamtbevölkerung. Deutlich höher sind die Werte, wenn wir nur die städtische Bevölkerung betrachten, oder nur unter den sexuell aktiven Frauen und Männern den Grad der Durchseuchung erheben wollen.

Durch Mama Feli soll Aids in diesem Gottesdienst ein Gesicht und einen Namen bekommen. Ich will Mama Feli nicht instrumentalisieren. Aber ich möchte sie mit Ihnen zusammen betrachten, darauf achten, ob wir in ihren Gesichtszügen die Züge des Gekreuzigten erkennen. Und ob Er, den wir doch Heiland und Retter nennen, uns dabei helfen kann zu verstehen, was mit Mama Feli geschehen ist. Und mit den Tausend und Abertausend anderen.

Singt das alte Lied vom Gottesknecht auch von dieser Gottesmagd? Das Leiden und Sterben des Gottesknechts gab dem Gottesvolk zu denken. Die mit ihm lebten und ihn dann sterben sahen, hielten ihn zunächst für gezeichnet, von Gott geschlagen und gebeugt. Bis sie verstanden, dass sein Leiden und ihr Leben viel enger zusammenhingen, als sie es sich vorgestellt hatten. Darauf sangen sie von dem, was sie erkannt und gelernt hatten.

Bei meinem Besuch in Angola wurde mir erschreckend klar, dass die meisten meiner Brüder dort im Blick auf Aids noch denken: „Das ist eine Krankheit, die man sich zuzieht. Die Kirche hat immer die sexuelle Enthaltsamkeit vor und die Treue in der Ehe gepredigt. Das gewährt doch sicheren Schutz gegen die Ansteckung! Bei denen, die erkranken, zeigt sich also bloß, dass sie sich nicht an die Gesetze der Kirche gehalten haben. Sie werden zu Recht von Gott bestraft.“

Doch müssten wir nicht auch von dieser vom Leiden gezeichneten Frau singen: Sie aber war durchbohrt von unseren Verbrechen, zerschlagen von unserer Schuldenlast. Die Strafe lag auf ihr. Wir können doch Feli Leiden nicht verstehen, wenn wir es als Folge eines moralischen Fehltritts deuten. Was für ein schreckliches Zerrbild von Gott würden wir damit zeichnen, wenn wir ihn als den verstünden, der zwar Gewalttäter und Erpresser, Räuber und Betrüger im großen Stil gesund und erfolgreich sein lässt, aber hier, im Bereich der Sexualität, unnachgiebig zuschlägt - und dabei meist die Falschen trifft?

Denn wir dürfen nicht ausblenden, dass das Porträt der von Aids gezeichneten Feli in ein weit größeres Bild hineingehört. Mama Feli darf nicht herausgelöst werden aus dem todbringenden Netz von Abhängigkeiten und Zwängen, in das sie verstrickt ist. Und wir mit ihr.

Stellen Sie sich ein riesiges Wandgemälde vor, ein übergroßes Hungertuch, das wir als Ganzes gar nicht auf einmal in den Blick bekommen können. Auch ich muss mich darauf beschränken, ein paar Details zu beschreiben, die da zu erkennen sind:

Mama Feli erscheint darauf nur als ein Gesicht. Wir sehen sehr viele Frauen, die wie sie vom Tod gezeichnet sind. Die meisten von ihnen sind ihren Männern immer treu geblieben, aber tragen das Virus dennoch in sich. In Afrika steigt die Ansteckungsrate derzeit ausgerechnet bei den Frauen am stärksten, die ihrem Partner treu sind.

Deshalb suchen wir ihre Männer auf dem Bild. Wir sehen, wie manche von ihnen sich in Pose werfen als Helden, Männer, Eroberer von Frauen; einzelne gefallen sich mit markigen Sprüchen über vitale Bedürfnisse von Männern, die gestillt sein müssten. Doch schauen Sie genauer hin, dann sehen Sie das Elend und die Einsamkeit. Die Männer haben keine Arbeit gefunden, die es ihnen erlaubt, die Nacht zu Hause zu verbringen. Tausende leben als Wanderarbeiter in Camps und Pensionen, weit weg von daheim. Dort sehen wir sie abends sitzen, verloren, entmutigt.

Und nun erkennen wir andere Frauen auf dem Bild, die diese Männer in ihren Camps besuchen, sie in ihrer Einsamkeit trösten. Es sind keine leichten Mädchen, keine verworfenen Sünderinnen. Was sie tun, tun sie nicht, weil sie es gerne täten - sondern weil sie in ihrer Armut nichts anderes zum Tausch anzubieten haben als ihren Körper. Sie leiden, weil bei jedem Mal ein Stück Seele aufgerieben und verbraucht wird.

Wir sehen Krankenschwestern, die Kranke behandeln, sehen Ärztinnen und Ärzte. Sie schicken die Patientinnen in Apotheken, in denen die Medikamente zu finden sein sollten, die Linderung bringen würden, das Virus daran hintern könnten, sein zerstörerisches Werk voranzutreiben. Doch es gibt die



Medikamente nicht, sie sind zu teuer. Ihre Regierung hat das Geld dafür nicht.

Oder will es nicht dafür ausgeben. In einer dunklen, aber mit Gold ausgelegten Ecke des Bildes sehen wir drei mächtige afrikanische Männer; einer davon scheint der angolische Staatspräsident zu sein. Wir sehen Dokumente mit Zahlen vor ihnen auf Verhandlungstischen, erkennen, dass sie über den Staatshaushalt debattieren. Im Blick auf Angola, beispielsweise, wissen wir, wie verheerend das Missverhältnis zwischen den Ausgaben für Gesundheits- und Bildungswesen und denen für Sicherheit und Verteidigung ist. Und wie viel Geld unter dem Tisch und in tiefe Taschen fließt.

Es ist indessen bezeichnend, dass unser Blick sofort auf die vom Schläge eines Dos Santos, eines Mugabe oder eines Biya fällt. Dabei könnten wir auch andere sehen, die verzweifelt versuchen, verantwortlich umzugehen mit den wenigen Devisen, die sie auf einem immer erbarmungsloseren Weltmarkt für die Rohstoffe erhalten, die aus ihren Ländern ausgeführt werden.

Und schon erkennen wir, dass wir ebenfalls auf das Bild mit drauf gehören. Wenn unsere Kinder am Sonntag mit strahlenden Augen die Schokoladeosterhasen finden, die hinter einem Busch oder unter dem Wäscheschrank versteckt sind, dann ist diese Szene auf dem gleichen großen Bild zu erkennen, auf dem auch die Aidsopfer in Westafrika zu sehen sind. Ebenso sind unsere Diskussionsrunden um die Krankenkassenprämien dargestellt; in unmittelbarer Nähe zu so einer Szene findet sich diejenige mit der leeren Spitalapothek in Nampula in Nord-Mosambik.

Doch wenn wir auf unserem großen Panorama die Männer und Frauen suchen, die in entscheidenden Positionen in der Pharmaindustrie oder im Rohstoffhandel sitzen, dann sehen wir sie in einem irritierenden Wechselspiel von Licht und Schatten. Nur wer oberflächlich hinschaut, behauptet, da sei alle hellste Licht getaucht - oder liege im tiefsten, stinkenden Dunkel. Und wer meint, es Hessen sich nur direkte, gerade Linien vom einen zum anderen ziehen, macht es sich zu einfach.

Das aber dürfen wir nicht leugnen: wir gehören mit ins Bild, in den Zusammenhang, in dem Mama Feli an Aids gestorben ist. So wie wir in den Zusammenhang hineingehören, in dem Nadscha Munir mit schweren inneren Verletzungen, künstlichem Darmausgang und einem verlorenen Auge im Numama-Spital in Bagdad liegt und verzweifelt auf eine Operation wartet. Ich hätte von seinem Beispiel ausgehen und andere Szenen auf dem großen Panorama betrachten können - und auch sie hätten zur Erkenntnis geführt, der schon die Klagen um den Gottesknecht sich nicht entziehen konnten: wir sind keine neutrales Publikum. Wir können nicht von aussen zuschauen, sondern sind hineingezogen, mit verwickelt, verstrickt, gefangen im Netz, das den Tod bringt.

Es wäre zum Verzweifeln. Wir müssten unseren Kindern die Osterhasen aus den Händen schlagen, müssten auf Medikamente verzichten, müssten aufhören zu heizen und Auto zu fahren, würden dabei unausstehlich und selbstgerecht, aber kämen schließlich doch um, weil wir uns doch nicht aus diesem Netz lösen könnten,... - wenn diese ganze Klage nicht

eingerahmt wäre vom Gotteswort, das über den Gottesknecht und dann, ein für allemal, über Jesus gesprochen ist:

Siehe, meinem Knecht gelingt es, er erhebt sich, wird erhöht, ist sehr hoch oben. Wie sich viele über ihn entsetzten, so salbte ich nun sein Angesicht mehr als das irgendeines Mannes und seine Gestalt mehr als die der Menschensöhne; so werden seinetwegen viele Völker staunen, Könige ihren Mund schließen. Denn, was ihnen noch nie erzählt worden ist, das bekommen sie zu sehen; was sie niemals gehört haben, gewahren sie.

Seinetwegen feiern wir Karfreitag nicht als einen Tag der Zerknirschung und Bedrückung, sondern als Tag der Befreiung, der Erleichterung. Wir lassen uns sagen, dass Gott selbst sich in dieses Netz hineinbegeben hat:

Gerecht ist mein Knecht, den Vielen zugut! Ihre Schuldenlast - er schleppt sie fort Darum will ich ihm Anteil geben unter den Grossen, und mit Starken wird er die Beute teilen, dafür, dass er in den Tod sein Leben ausgeschüttet hat und sich zu den Verbrechern zählen Hess, wo er doch die Sünden der Vielen trug und sich für ihre Verbrechen treffen lässt.

Vom Beispiel von Mama Feli ausgehend habe ich geschildert, was Sünde bewirkt. Sie lässt sich verstehen als jene todbringende Kraft, die im Herzen der Menschen nistet und sie - uns! - dazu bringt, ja zwingt, mitzuweben, mitzuknüpfen an den Netzen der Ungerechtigkeit, am Gewebe des Todes.

Nicht schildern, aber zusagen kann ich das, was das Evangelium verkündigt: Gott selbst kommt, um dieses Netz von innen her aufzulösen. Jesus stellt sich an die Seite von Mama Feli und von Nadscha Munir, teilt Leiden und Schmerz mit all den Opfern, die auf dem Panorama erscheinen - und löst uns zugleich dort, wo wir zu Tätern, Täterinnen wurden, aus der Verstrickung. Wir bilden uns nicht ein, uns selbst aus den bedrückenden Zusammenhängen lösen zu können. Aber wir bekennen dankbar, dass Gott selbst uns auslöst. Wir werden freigesetzt; davon geben wir Zeugnis. Gott selbst steckt mit drin im Netz der Sünde, damit es sich für uns löst, uns freigibt. Und deshalb dürfen wir hoffen auf Licht und Erleichterung, auf Leben.

Und so können wir andere Zeichen setzen. Wir müssen nicht mehr bloß diejenigen von Sünde und Tod mitsetzen, sondern lassen Liebe und Vertrauen aufleuchten. Was wir tun und lassen, hat nicht mehr ausschließlich zur Folge, dass der Maschendraht der Verderbnis noch enger geflochten wird. Was wir in der geschenkten Freiheit des Geistes tun und lassen, weist auf Gottes Zukunft hin, zeugt von Respekt und Frieden.

Wir haben es schließlich gesungen: Dein Kampf ist unser Sieg,/dein Tod ist unser Leben,/in deinen Banden ist/ die Freiheit uns gegeben./Dein Kreuz ist unser Trost,/die Wunden unser Heil,/dein Blut das Lösegeld,/der armen Sünder Teil. (RG 446/EG 87: „Du grosser Schmerzensmann“, 3. Strophe) Amen.

Aus: Gott bricht das Schweigen - Predigen in Zeiten von AIDS; mission 21/VEM 2005, S. 110 ff